

dringen und den Sinnunterschieden von einer zur anderen bedachtsam nachzugehen.

„Der Großvater war ein wahrhaftiger Philologe“, sagt der Enkel aus, „ein das ‚Wort Liebender‘, aber die Liebe der Großmutter zum echten Wort wirkte noch stärker auf mich als die seine: weil diese Liebe so unmittelbar und so fromm war“ (S. 8).

In der Schule, dem Franz-Josef-Gymnasium — Galizien ist damals österreichisch — war die Unterrichts- und Umgangssprache das Polnische, die Schüler waren meist Polen mit einer kleinen jüdischen Minderheit. Es war kein Judenhaß spürbar, aber die äußere Teilnahme der jüdischen Schüler am christlichen Morgengebet, „das pflichtmäßige tägliche Stehen im tönenden Raum der Fremdandacht“ wirkte auf den tiefempfindenden Knaben „schlimmer, als ein Akt der Unduldsamkeit hätte wirken können“.

Die ersten Studiensemester verbrachte Buber in Wien und Leipzig. In Wien war es das Burgtheater, das auf den jungen Studenten den stärksten Einfluß ausübte — die Welt der gesprochenen Sprache, — in Leipzig war es die Musik Bachs.

In dem Kapitel über eine Begegnung des Studenten mit Herzl, 1902 auf dem 6. Zionistenkongreß in Basel, gibt es einen Abschnitt über das Lächeln der Anwesenden, wobei das Lächeln der Mutter Herzls als das schönste erscheint, „ein Lächeln“, sagt Buber, „wie ich es nur an den Jüdinnen jenes Geschlechts wahrgenommen habe — das Geheimnis dieses Lächelns ist verschollen“ (S. 25). Wie schade!

In dem Bukowinastädtchen Sadagora, nicht weit von dem väterlichen Landgut, war eine Dynastie von chassidischen Zaddiks zuhause. Dort ging schon dem Kind auf, später noch deutlicher dem jungen Gelehrten, der sich in die chassidische Lehre vertieft hatte, was es um den Zaddik ist, den vollkommenen Menschen, den Helfer und Lehrer, den „Führer zu den göttlichen Funken“.

Als Nachhall zu einem Gespräch mit einem christlichen Gesinnungsfreund überkommt Buber im Mai 1914 in Berlin die Erkenntnis: „Wenn an Gott glauben bedeutet, von ihm in der dritten Person reden zu können, glaube ich nicht an Gott. Wenn an ihn glauben bedeutet, zu ihm reden zu können, glaube ich an Gott“ (S. 35). Einem Theologen, dem als Prediger oder Lehrer aufgetragen ist, von Gott zu reden, mag bei diesem Satz unbehaglich werden. Aber man darf ihn wohl getrost in die Sprache des christgläubigen Isaak von Antiochien übersetzen, der sagt: „Ich will von Dir reden, o Gott, doch nicht als ein Grübler, sondern als ein Anbeter, o Herr.“

Von den Gesprächen über Dinge der Religion, die in den „autobiografischen Fragmenten“ festgehalten sind, darf das Morgengespräch in der Studierstube eines Philosophen besonders herausgestellt werden. Der Gesprächspartner und Gastfreund, ein „edler alter Denker“, hatte sich mit Leidenschaft dagegen gewehrt, „das Höchste Gott“ zu nennen, weil dieses Wort durch die Ungerechtigkeit, die es so oft decken mußte, wie kein anderes geschändet sei. Bubers Verteidigung des Wortes „in der fließenden Helle des Frühmorgens“ wäre es wert, daß man sie auswendig lernte. Es ist nicht nur die schönste Seite des Buches, sondern eines der ergreifendsten Gottesbekenntnisse, das es in deutscher Sprache gibt. Auch der alte Gelehrte, der es durch seinen Widerspruch hervorgerufen hatte, muß davon bewegt und überwältigt worden sein. „Er stand auf“, erzählt Buber, „kam auf mich zu, legte mir die Hand auf die Schulter und sprach: ‚Wir wollen uns du sagen!‘ Das Gespräch war vollendet. Denn wo zwei wahrhaft beisammen sind, sind sie es im Namen Gottes“ (S. 44).

In den drei Kapiteln des „Anhangs“ wird uns der Buchtitel auf besondere Weise durchsichtig. Das „dialogische Prinzip“ kennzeichnet Bubers Denken und Arbeit. Der Mensch ist für ihn „das gegenüber seiende Wesen“, gegenüber dem Du des Mitmenschen und dem Du Gottes.

In Davids Laube. Israeli Tales: Albert Langen-Georg Müller-Verlag. München o. J. 180 Seiten.

Die verblüffende Verschiedenartigkeit der vier Erzählungen vermag uns eine Ahnung zu geben ebenso von der Mannigfaltigkeit der Begabungen, die sich in Israel finden, wie der Menschentypen, Verhältnisse, Aufgaben und Probleme. Die englische Originalausgabe des Buches, 1956 in New York erschienen, trägt den Titel „Tehilla“ nach der Erzählung von Josef Samuel Agnon, dem berühmtesten der hier vertretenen vier Autoren, Agnon, 1888 in Galizien geboren, lebte einige Jahre in Deutschland. 1934 brachte der Schockenverlag in seinen Kleinen Bändchen die schöne Erzählung von Menasche Chajim (unter dem Titel „Das Krumme wird gerade“) heraus, die in Agnons Heimat spielt. Auch die legendenhaft schlichte und innige Erzählung von der greisen Tehilla in unserem Buch, dem Engel des Judenviertels im Jerusalem der Mandatszeit, ist von ergreifender Schönheit, nach Gehalt und Gestalt ein Kleinod der Erzählungskunst. Wie sehr Vergebung und die Bitte um Vergebung nötig und geboten ist, wird auf die eindringlichste Weise dargetan. Das Bild der ebenso weisen wie frommen und gütigen Greisin bleibt dem Leser unvergeßlich.

Von sehr anderer Art — realistisch, sarkastisch, gelegentlich derb — ist die Geschichte „In Davids Laube“ von Jizchak Schenhar, der ebenfalls ostjüdischen Ursprungs ist. Er zeigt einen bewundernswerten Mut, aktuelle heiße Eisen anzufassen. Die Erzählung spielt im heutigen Jerusalem, in einer kleinen Familienpension — „Davids Laube“ —, die am Stadtrand in der gefährlichen Nähe des Niemandslandes liegt. Unter den Einwanderern, die sich hier erholenderweise zusammenfinden, ist eine junge Frau, die sich in einer spannungsgeladenen Stunde als Christin bekennt, aber zugleich mit Leidenschaft darauf beharrt, Jüdin zu sein. Ihre Aussage löst unter den Pensionsgästen Unruhe und Unbehagen aus, bei einigen Empörung, bei anderen Nachdenklichkeit und Respekt. Der Autor selber bringt der stillen Bianca offensichtlich mehr Sympathie entgegen als der zum Judentum übergetretenen deutschen Offizierstochter Elischemwa, die sich entrüstet von Bianca abwendet.

In der Liebesgeschichte vom Schäfer Awaschalom und seinem Hund von Jehuda Ya'ari werden wir in einen Kibbuz geführt, nebenher auch in das Zelt eines Beduinenscheichs. Es wird deutlich, daß das Hirtenidyll oder was sich so ansieht, keineswegs ein harmloses Schäferspiel ist oder bleibt. Auch und gerade nicht im Kibbuz.

Die letzte der vier Erzählungen hat in Chajim Hasas wieder einen Autor aus dem slavischen Osten. Die mehr oder weniger spürbare Ironie, mit der hier die Geschichte vom frommen Rebbe Meschel Jeschel, dem „Wanderer“ und seinem Esel erzählt wird, bringt den Leser in einige Verwirrung. Auf seinem Esel kauern und studiert der arme Handelsmann unterwegs mit schwärmerischer Inbrunst den Talmud. Als sein geliebter Esel verunglückt, begräbt er ihn unter einem Steinhau, der nach einer Weile von ahnungslosen Frommen, zuerst von Juden, dann von Arabern, als Prophetengrab verehrt wird. Als Rebbe Meschel den Irrtum aufdeckt, wird er als Lasterer grausam erschlagen und danach von seinen Landsleuten als Märtyrer gefeiert.

Leon Uris: Exodus. Roman. Aus dem Amerikanischen übertragen von H. E. Gerlach. München 1959. Kindler-Verlag. 827 Seiten.

Daß dieser dickleibige amerikanische Roman ein Bestseller geworden ist, kann man leider nicht begrüßen. Nicht allein seine literarischen Qualitäten sind allzu begrenzt.

Das Thema freilich — der Auszug der überlebenden europäischen Juden nach Palästina, der Aufbau des Staates Israel, der Kampf um die Freiheit — ist groß, wissenschaftlich und spannungsreich genug. Es in einem Romanwerk angemessen zu gestalten, übersteigt die Fähigkeiten des Autors trotz aller Begeisterung für die Sache, die ihn erfüllt. So packend und bewegend Uris manche Begebenheit zu schil-